

Die Sonne hing wie ein brennendes Auge über den Dächern. Kein Wind, kein Schatten – nur die Hitze, die den Asphalt flimmern ließ. Die Schlange vor der Wasserstation bewegte sich kaum. Menschen hockten auf Kanistern, hielten Tücher über ihre Gesichter oder starrten stumm vor sich hin. Der Geruch von Staub und Schweiß lag wie eine zweite Haut über allen.

Mira stand mittendrin. Ihr Kanister war fast so groß wie sie selbst, und das Warten brannte in ihren Knochen. Seit Stunden bewegte sich die Reihe nur um wenige Meter. Die Hitze machte sie benommen, aber sie wagte es nicht, sich zu setzen. Wenn man zu lange zögerte, schob jemand anderes den Kanister nach vorn – und dann war die Ration verloren.

Ein Kind vor ihr kippte um. Ein Junge, vielleicht acht oder neun, fiel lautlos auf die Knie und schlug mit dem Gesicht in den Staub. Seine Schwester rüttelte an ihm, rief seinen Namen, aber ihre Stimme war schwach. Niemand beugte sich herunter. Jeder wusste: Mitleid kostete Wasser. Und Wasser war Leben.

Mira schluckte. Ihr Hals war trocken wie Sandpapier. Sie starrte auf die Soldaten am Ende der Schlange, dort, wo das Tor zur Station stand. Schwarze Uniformen, Helme, Gewehre – die Aufpasser von AquaCorp. Sie sah, wie einer von ihnen mit der Waffe auf die Menge deutete. »Zurücktreten! Ordnung halten!«, brüllte er. Die Menschen wichen, ohne Widerrede.

Miras Blick fiel auf den Tankwagen, der gerade Wasser in die Station pumpete. Ein rostiger Schlauch war nicht richtig verschraubt. Tropfen perlten heraus, fielen auf den heißen

Asphalt, zischten und verdampften fast sofort. Mira schob den Fuß nach vorn, kniete sich hin, hielt die Hand unter das Leck. Drei Tropfen landeten auf ihrer Haut. Winzig. Kostbar. Sie beugte den Kopf und leckte sie hastig ab, bevor jemand sie bemerkte.

Es schmeckte nach Metall. Und doch war es das Süßeste, was sie je getrunken hatte.

Sie schloss die Augen – für den Bruchteil einer Sekunde fühlte sie sich frei.

Dann schrie jemand hinter ihr. Ein Streit brach aus, Stimmen erhoben sich, Hände griffen nach einem Kanister. Ein Soldat kam heran, stieß den Angreifer mit dem Gewehrkolben zu Boden. Blut tropfte in den Staub. Die Menge verstummte sofort. Nur der Junge lag noch reglos im Dreck.

Mira ballte die Fäuste. Sie hasste diese Station, hasste das Warten, hasste das Gefühl, wie ein Tier in der Herde zu sein. Aber am meisten hasste sie ihre eigene Hilflosigkeit.

Sie sah zu dem Tank, in dem Tonnen von Wasser verschwanden, als wäre es nichts. Ein Gedanke flackerte in ihr auf – gefährlich, dumm, unaussprechlich: *Es gibt mehr Wasser, als sie uns geben. Viel mehr.*

Mira hob den Kanister an. Er war schwer, obwohl er leer war. Noch drei Reihen, dann war sie dran. Sie presste die Lippen zusammen und flüsterte kaum hörbar:

»Eines Tages nehme ich mir, was uns gehört.«

Der Himmel über Köln war staubgrau, als Mira nach Hause kam. Die Hitze hing noch immer in den Straßen, aber die Menschen wirkten unruhiger als sonst. Türen wurden hastig geschlossen, Stimmen flüsterten. Irgendetwas stimmte nicht.

Mira bog in die schmale Gasse ein, in der sie mit ihrer Familie lebte. Schon aus der Ferne hörte sie das schwere Stampfen von Stiefeln. Metall klirrte. Dann sah sie sie: die schwarzen Uniformen von AquaCorp. Soldaten durchsuchten Häuser, zerrten Leute hinaus, warfen Kanister auf die Straße, als wären sie Müll.

»Razzia...«, murmelte Mira. Ihr Herz begann schneller zu schlagen.

Sie drückte sich an eine Mauer, beobachtete, wie zwei Männer ein Fass aus dem Schuppen ihrer Nachbarin schlepten. Die Frau schrie, doch ein Soldat schlug sie mit dem Kolben nieder. Das Fass zerbarst, Wasser spritzte auf den Boden, versickerte sofort im Staub. Die Menge stöhnte, als hätte jemand ein Kind getötet.

Mira wollte laufen. Doch da öffnete sich ihre eigene Haustür. Zwei Uniformierte kamen heraus – und zwischen ihnen stand er.

Jonas.

Für einen Moment glaubte Mira, die Sonne hätte ihr den Verstand verbrannt. Sein Gesicht war schmaler geworden, die Züge härter, aber es war unverkennbar Jonas. Ihr Jonas. Der Junge, der früher am Rhein Steine übers Wasser hüpfen ließ. Der Junge, der ihr einmal geschworen hatte, »nie einer von denen« zu werden.

Jetzt trug er ihre Uniform.

Er sah sie. Die Soldaten redeten auf ihn ein, aber sein Blick blieb an Mira hängen. Ein Schock, ein Zögern – als hätte auch er einen Geist gesehen.

»Weitergehen, Sergeant Sommer!«, bellte einer der Männer.

Mira stolperte vorwärts, ihr Atem raste. Sie konnte nicht glauben, was sie sah. Jonas trat einen Schritt auf sie zu, hielt die Hand halb erhoben, als wolle er etwas sagen.

»Mira...«, begann er leise.

»Du bist einer von ihnen?« Ihre Stimme war schneidend, obwohl ihr Herz pochte wie wild.

Jonas' Kiefer spannte sich. »Und du bist immer noch die, die Ärger sucht.«

Hinter ihm rief jemand. Jonas wandte den Kopf, und in diesem Moment packte Mira ihren Kanister fester und drehte sich um. Sie rannte, ohne zurückzusehen.

Die Stimmen der Soldaten hallten durch die Straße, Befehle, Schritte, das Knallen einer Tür. Aber Jonas rief ihr nicht nach.

Das Haus war still, als Mira eintrat. Ihre Mutter schlief bereits, erschöpft von der Hitze, ihre Schwester kroch reglos unter einer dünnen Decke. Nur aus dem kleinen Arbeitszimmer am Ende des Flurs drang ein schwaches Licht.

Mira schlich leise dorthin. Sie wusste, Elias arbeitete oft nachts – angeblich an alten Büchern, die niemand mehr lesen wollte. Doch heute war es anders. Sie spürte es.

Die Tür stand einen Spalt offen. Drinnen saß ihr Vater über einem Schreibtisch gebeugt, das Gesicht vom Lampenschein gelb erleuchtet. Papiere, Karten, alte Bücher lagen in chaotischen Stapeln um ihn herum. Seine Hände zitterten, während er mit einem Bleistift Linien nachzog.

Mira trat näher, den Atem anhaltend. Sie erkannte Flüsse, blau eingezeichnet, mit Markierungen und Zahlen. Einer davon stach heraus: eine dicke Linie, die unterirdisch verlau-

fen schien – direkt vom Rhein aus nach Süden. Daneben stand ein Wort, das ihr Herz stocken ließ: »Südleitung«.

Sie griff nach dem Papier.

»Was machst du da?« Elias' Stimme war plötzlich scharf. Er riss die Karte aus ihrer Hand, als hätte sie Gift berührt.

»Es sind nur Linien«, flüsterte Mira. »Warum versteckst du sie?«

Ihr Vater starrte sie an, und für einen Augenblick sah sie nicht den müden, gebrochenen Mann, sondern jemanden, der etwas zu verbergen hatte. Etwas Gefährliches.

»Du darfst das niemandem zeigen«, sagte er. Seine Stimme war jetzt leiser, aber härter. »Wenn du klug bist, vergisst du, was du gesehen hast.«

»Vergessen?« Mira trat einen Schritt zurück, die Wut kochte in ihr hoch. »Da draußen verdursten Kinder, und du malst Karten?«

Elias presste die Lippen zusammen. Ein Muskel zuckte an seiner Schläfe. Dann wandte er sich ab, legte die Blätter in eine Schublade und schloss sie ab.

»Manchmal«, murmelte er, fast zu sich selbst, »ist Schweigen das Einzige, das uns am Leben hält.«

Mira stand noch lange im Flur, als das Licht erlosch. Ihr Herz raste. In ihrem Kopf hallte nur ein einziger Gedanke nach: *Es gibt mehr Wasser. Viel mehr. Und mein Vater weiß davon.*

Die Nacht war heiß, stickig, schwer. Mira konnte nicht schlafen. Das Bild der Karten brannte noch in ihrem Kopf. Also schlich sie hinaus, den Kanister in der Hand, als Tarnung, falls sie jemand anhielt.

Die Straßen waren leer, nur fernes Hundegebell und das

Summen der Pumpwerke lagen in der Luft. Sie lief ziellos, bis sie am alten Industriehafen ankam. Dort, wo rostige Kräne wie Skelette in den Himmel ragten.

Ein Schatten bewegte sich. Mira duckte sich instinktiv. Stimmen, leises Lachen. Keine Soldaten. Etwas anderes.

Sie schlich näher – und erstarrte. Hinter einem halb eingestürzten Zaun, zwischen Betontrümmern, flackerte ein schwaches Licht. Menschen saßen um eine Feuerstelle, bunt gekleidet, mit Tüchern und Ornamenten, wie sie Mira noch nie gesehen hatte. Neben ihnen standen Kanister, Eselkarren, improvisierte Zelte. *Nomaden*.

Ihr Herz schlug schneller. Von ihnen hatte sie gehört – Rebellen, Schmuggler, Verzweifelte. Aber was sie dann sah, ließ sie alles vergessen.

Hinter den Zelten erhob sich eine Wand aus grünem Leben. Pflanzen, dicht, hoch, voller Blätter. Reben kletterten an Holzgestellen, Blumen blühten, und irgendwo plätscherte tatsächlich Wasser. Ein Garten. Ein geheimer Garten.

»Schön, nicht?«

Mira zuckte zusammen. Neben ihr stand ein junger Mann, vielleicht kaum älter als sie. Er trug ein loses Hemd, ein Seil als Gürtel, seine Augen funkelten im Feuerschein.

»Wie... wie kann das sein?« stammelte sie.

Er lächelte. »Manchmal findet man Orte, die vergessen wurden. Orte, die noch wissen, wie Leben klingt.«

Mira trat langsam näher, wie in Trance. Ihre Finger strichen über ein Blatt – kühl, weich, voller Saft. Ein Geruch von Erde und Feuchtigkeit stieg ihr in die Nase. Sie musste schlucken, um nicht zu weinen.

»Wer bist du?« fragte sie.